

Unterhaltungsblatt des Vorwärts

Nr. 35.

Donnerstag, den 19. Februar.

1914

8]

Gylholm.

Eine Landarbeitergeschichte von Johan Skjoldborg.

Jetzt fängt im Stall eine allgemeine Verwirrung an. Es beginnt mit „Nummer 18“, die das neben ihr stehende Tier in den Hals beißt. Anders fährt darauf los und tritt dem Pferd in die Weichen: „Häh, du! willst du wohl!“ Er schimpft und die Tiere, die an seiner Stimme hören, wie rasend er ist, werden verwirrt und verfehlen ihren Stand. Beim Wechseln kommen sie abermals auf einen falschen Platz. „Nun seh' einer diese Schindmähren an!“ Er holt einen Knüppel. — Die nächsten vier. In ihrer trippelnden Angst verfehlen auch diese ihren Platz. Er schwingt seinen Stock, der rausend durch die Luft fährt: „Willst du — anpassen, — und du — und du auch, willst du!“ Er hat vergessen, die vorigen vier anzubinden. Nun stehen also acht auf dem Gange. Die Tiere reiben sich aneinander, krummen sich, steigen aufeinander, legen die Ohren zurück und blicken wild aus den großen, feuchten Augen. „Aeh! du da! Kennst du mich — wie! Kennst du mich — wie! Du!“ Die Gefunden und Flinken sind voran, die Lahmen und Steifbeinigen hinken in nidendem Galopp hinterdrein.

Ein Gelöse und ein Dröhnen steigt aus dem Stalle empor von Scheltworten und klappernden Hufeisen, und ein Funkensprühen im Halbdunkel von den Hufeisen und Anders' beschlagenen Holzschuhen.

Zimmer noch nicht richtig. „Könnt ihr Gerippe denn nicht auf euren Platz finden! Da soll doch gleich der Teufel dreinfahren —“

Anders hat die Mütze in den Nacken geschoben, sein Gesicht ist feuerrot und der Schweiß tropft ihm von der Stirn. Man sieht es, sobald er in den Lichtkreis der Laterne tritt.

Selbst dann noch, als jedes Tier in seinem richtigen Stand steht, merkt man den Pferden die Unruhe und Furcht an. Ihre Rücken sind in wellenförmiger Bewegung wie ein Kornfeld im Sturm, wenn Anders von einem Ende des Stalles zum anderen fährt.

Endlich wird es ruhiger. Und nach und nach ertönt von dieser und jener Krippe her ein behagliches Rausen.

Stallknecht Anders trocknet sich mit dem Blusenärmel die Stirn, stützt sich auf den Knüppel und überhäupt gebieterisch sein Revier. „Noch hab' ich ja wohl das Kommando hier!“

Nach einem Weilschen gleitet die Hand unter die Schürze und holt ein frisches Stück Kautabak hervor. Dann stößt er prustend die Luft aus und murmelt: „Sm, is'n dummer Grünshnabel — wern man auf seinen Kram paßt!“

In den anderen Ställen auf Gylholm ist auch Licht. Kleine Leuchtugeln, wie in Reihen an langer Schmur aufgezogen, blitzen hervor aus den dunklen Seitenlängen der Stallungen. Im übrigen herrscht tiefes Dunkel zwischen den vielen Gebäuden, am tiefsten in den Toren und Winkeln. Doch über den schwarzen Dächern schimmert ein hellerer Streifen in der Luft, hervorgebracht von den Herbstwolken, die hoch oben über das alte Gut dahinsiebeln.

An einem Punkte taucht jemand auf mit einer Laterne in der Hand und verschwindet wieder. So erscheint bald hier und bald da eine Gestalt und setzt sich nach der Reutestube zu in Bewegung.

Das zweistöckige Gebäude, in dessen Souterrain sich die Reutestube befindet, gleicht einer Kammer mit vielen Schubladen, die nicht verwechselt werden dürfen.

Im ersten Stock die Zimmer, Kammern und Kämmerchen für den Inspektor, den Verwalter, die Lehrlinge, die Hauswälderin, die Meiereimädchen, die Hausmädchen, die Spinnstube, die gemeinschaftliche Schlafstube der Meiereimädchen, das Wohnzimmer der Lehrlinge, das der Handwerker . . . Der ganze Gylholmische Staat, ein Staat, dessen Rangordnung streng durchgeführt wird bis hinab zum Schweinejungen.

Neben der halbunterirdischen Einbe läuft ein unheimlicher Gang, wie der Zellengang eines Gefängnisses. Und ganz hinten in diesem Gang, vorbei an einer Anzahl von Türen, liegt der Raum, den man Reutestube nennt.

Der Fußboden besteht aus runden Pflastersteinen, die dunkel gefärbt sind von der aus dem tiefen sauren Boden hervorsickernden Feuchtigkeit. Die lagert auch in grünen Flecken und Flächen auf der grauen Außenwand aus Feldsteinen, die einstmal weiß gefalbt war. Die Sonnenstrahlen können hier niemals eindringen; denn nur durch zwei kleine Fenster, die hoch oben in der dicken Mauer gegen Norden liegen, dringt das Tageslicht herein.

Und dann herrscht hier ein modriger Erdgeruch wie in einer Grabkammer.

Zwei Taschlichter schimmern matt durch die Dunkelheit. Man unterscheidet zu beiden Seiten der Tür eine Anzahl Hornlöffel in Lederhalsen, und hier und da hängt an der Wand ein Schweinsohr, das die Leute dort an den Nagel gespießt haben, anstatt es aufzuesen.

Hier ist es leer und still, totenstill. Die beiden Kerzen stehen mit schwebelnden Dochten auf dem einen Längstisch — Brettern, die auf eingerammte Pfähle genagelt sind — ein trübe brennendes Licht auf jeder Seite des hölzernen Bierfrugs.

Da ertönt ein hallendes Klappern von Holzschuhen, die schwer auf die Steine gestossen werden, draußen in dem finsternen Kellergang, und das Geräusch wird stärker, je mehr sich die Schritte nähern. Per Holt und ein paar andere Knechte kommen herein und nehmen ihre Plätze ein, Per zu oberst, die anderen etwas weiter unten, mit gewissen Zwischenräumen für diejenigen, die noch nachkommen werden.

Per klopft mit dem Deckel des Bierfrugs. Er klopft und klopft. Und als das Küchenmädchen trotzdem nicht erscheint, nehmen die anderen ihr Taschenmesser und schlagen mit dem Griff auf den Tisch, ein einzelner pfeift auch durch die Finger . . . ein Spektakel, der sie zu amüsieren scheint, denn immer vergnügter schauen sie einander an wie fröhliche Schulbuben.

Das Küchenmädchen erscheint mit Kartoffeln und Mehl-tunke. Sie wackelt hin und her wie eine Gans und meint schnippisch: „So halckverrückt braucht Ihr Euch wohl nicht anzustellen, weil Euch das Essen nicht auf die Minute vor der Nase steht!“

„Happ — papp — papperlapapp . . .“ äfft ihr einer nach.

„Du kannst wohl auf Deinen Kram zur rechten Zeit passen, das müssen wir anderen auch!“ sagt Per Holt.

„Ach, Du spielst Dich auf, Du Per Wichtigtuier! Du wirst wohl genug zu tun haben mit Deinen Frauenzimmern!“

Per blinzelt schelmisch mit den Augen: „Bist Du eifersüchtig, Du alte Schachtel?“

Ein Knecht umfaßt sie und summt:

„Die Mette klein, die Mette klein,
Das ist 'ne wack're Dirn!“

„Halt Deine Häusle in Ruh!“ ruft sie ärgerlich.

„Dir wäre es wohl lieber, wenn's Mads gewesen wäre!“ lacht der Knecht.

„Ach — ihr verrückten Burtschen!“ Sie lacht geziert und geht.

Draußen im Kellergang ertönen abermals klappernde Schritte. Das ist der regelmäßige Verpendelgang des Stallknechts Anders. Er sieht auf seine Uhr, holt das Taschenmesser hervor und beginnt Kartoffeln zu pellen. Er schneidet heftig und bringt in seinen Kleidern den scharfen, säuerlichen Ammoniakgeruch des Pferdestalles mit.

Das Buns kommt in Begleitung des alten Schweinehirtens.

Das Buns, der bei den Dachsen und Stieren hilft, humpelt schwerfällig. Sein Gesicht hat einen schwächlichen Ausdruck und er schielt mit seinen grauen Augen, die in ständiger Unruhe hin und her irren.

Michel, der Schweinehirt, ist schamlos und glänzt über ganze Gesicht. Auch sein Zeug ist blank von Schmutz und altem Fett und verbreitet um sich den eigentümlichen, unappetitlichen, ekelerregenden Fettgeruch des Schweinestalls.

Neben dem Platz jedes einzelnen häufen sich Kartoffelschalen und Kartoffel, denen ein feiner Dampf entsteigt.

Die Mischheit besteht nur aus Kartoffeln und Mehl-tunke. Jemand stiehlt das Buns etwas fort. In dem Bemühen,

zur Seite zu blicken, um aufzupossen, schielt er doppelt mit seinen unruhigen Augen, und das amüsiert die anderen.

Wald verkleinert sein Hausen sich von neuem.

„Ihr sollt's, hol' mich der Satan, lassen!“ sagt er.

Und von Mal zu Mal, wenn ihm eine Kartoffel gestohlen wird, ruft er mit immer lauterer Stimme: „Ihr sollt's, hol' mich der Satan, lassen!“

Und immer von neuem lachen die Knechte. Indessen wächst sein Zorn. Er schlägt um sich. Doch wenn er nach rechts schlägt, stiehlt man ihm von links.

Und ununterbrochenes Gelächter ertönt.

Ein schmerzliches Rucken überläuft sein blödes Antlitz. „Warum könnt Ihr mich nicht in Ruhe lassen!“ sagt er und ist dem Weinen nahe.

Doch plötzlich erhebt er sich vom Sitz, haut mit der unheimlich großen Faust, die den Messergriff umklammert, auf den Tisch und flucht wie ein Rasender: „Ihr sollt mich, hol's der Satan, in Ruhe lassen!“

Das Messer blüht. Er stöhnt; seine dicken Nasenflügel vibrieren, und die Augen funkeln wild. Er gleicht den wild gewordenen Stieren, mit denen er täglich umgeht.

Die jungen Knechte, die Nas nackten, sehen aus wie große Schulkungen, wie sie da an dem langen Tische sitzen, mit den glatten Jünglingsgesichtern, über die alle Stimmungen des Augenblicks schnell dahinhücheln.

Der Holt sendet ihnen einen verweisenden Blick. Dann sagt er gutmütig: „Na, Was, was soll das bedeuten? Das Ganze war ja nur Spaß!“ Und gleichsam um die Aufmerksamkeit abzulenken, lächelt er: „Sieh einer den Michel an — der ist es, der alle Kartoffeln in sich hineinspropt.“

Alle blicken auf den Schweinehirten hin und lachen.

Während der ganzen Zeit hat er still dagefressen, sich um niemand gekümmert und weder nach links noch rechts gesehen. Nur als Was das Messer schwang, hat er sekundenlang die kleinen Schweinsaugen gehoben. Michel ist der einzige, der Fleisch isst; was die anderen beim Mittagessen zur Seite geschoben haben, hat er in seiner Tischtaublade aufbewahrt, und nun verzehrt er schmagend das überriechende Schweinefleisch.

(Fortf. folgt.)

Operation.

Tagebuchblätter aus dem Krankenhaus.

Von Robert Reinert.

Mein Arzt hatte mich eingehend untersucht, die kranken Stellen gedrückt, beklopft, mit seinem Spiegel besehen und noch andere mehr oder minder nötige Dinge unternommen — wie immer seit den zwei Monaten, die ich zu ihm kam. Seine gleichförmige Umständlichkeit begann mich zu langweilen. „Ich werde meine Besuche auf einen Tag in der Woche einschränken“ beschloß ich, während ich mich erhob. Zu meinem Erstaunen legte er — wider alle Gewohnheit — seine beiden Hände auf meine Schultern und sagte mit der Miene eines Menschen, der etwas sehr Unangenehmes mitzuteilen hat, zögernd: „Es wird nun doch nichts anderes übrig bleiben — und nach einer Pause mit einem etwas verspäteten Mitleiden — „leider, leider — wer hätte das gedacht“ —

Ein merkwürdiges, fröstelndes Gefühl schlich durch meinen Körper. Die kranken Stellen schmerzten plötzlich. Leise aber unheimlich eindringlich — gleichsam drohend. Ganz anders — als zuvor. Mit der Gelassenheit des wohlgezogenen Menschen, die manche Tapferkeit nennen, fragte ich lächelnd: „Hat es noch ein paar Tage Zeit?“ — Er nickte ernst. „Ein paar Tage, ja“ — „Man hat in einem solchen Falle zu regeln und zu ordnen“ — entschuldigte ich mich.

Aber ich regelte und ordnete nichts. Ich glaubte ihm nicht . . . Lief zu einem anderen Arzt, dann noch zu einem — zu vielen —. Holte Ratschläge, horchte aus. Nächste Tage und Nächte hindurch glühend heiße, dann wieder Eisumschläge, nahm Pulver und Mixturen. Alles vergebens. Mein kranker Organismus verblieb im finsternen Eigenfinn. Ermattet, verwirrt, landete ich schließlich in einer bekannten staatlichen Anstalt.

„Operation — unbedingt Operation — und zwar sofort!“ Und wenn ich nicht . . . ? Die Ärzte zuden die Achseln. Es gibt Wesen, die eindringlicher sprechen als die wichtigsten Worte. — Vorwärts! Ich werde gebadet, rasiert, der Besuch einer gewissenhaften Untersuchung meines Körpers wird gebucht. Ein junger Arzt trifft liebenswürdig, geduldig alle die sorgfältigen Vorbereitungen, die nötig sind . . . Der Ernst der Situation kann mir nicht verborgen bleiben. — Eine Morphiumspritze noch — und dann hinauf — zum Operationssaal! Ein bitterer Weg! Den Schwachen umschlingt auf ihm der beruhigende Arm des Arztes oder Wärters — der Rutige schreitet mit zusammengepeckten Zähnen und dem Lächeln eines va banc-Spielers fest dahin. Die Wangen beider aber sind bleich — ja bleich.

Auf der Treppe begegne ich dem Manne, dessen Hand in der nächsten Viertelstunde mit Meißel und Hammer einen Knochen meines Schädels spalten wird. „Es ist der stärkste Knochen des Schädels“ hatte mir kurz zuvor ein freundlicher Herr gesagt. Prüfend suche ich in dem Gesicht des Arztes, der plötzlich der für mich wichtigste Mensch auf der Welt geworden ist, nach einer Unruhe, — jenem innerlichen nervösen Zittern, das jeden vor einem gefährlichen Unternehmen befallt. Nichts davon. In ihm ist nur Sicherheit und Kraft. Und diese Ruhe und Sicherheit strömt herüber zu mir. Vorwärts! Wir gehen plaudernd miteinander weiter — da — was ist das? — Von unten her — vom Fuße der Treppe — mühsam unterdrücktes, verzweifelt seltsames Schluchzen — mein Name —! Mein Schritt wird schwer — aber ich wende den Kopf nicht. Die Hand hält krampfhaft die Türklinke zum Saal —. Mit grauamer Deutlichkeit sehe ich plötzlich meine Lage vor mir. Du kommst hier nicht mehr heraus — jahrelange Mühen, Hoffnungen vernichtet, unvollendete Arbeiten wertlos, deine Angehörigen verzweifelt, elend, dein Sohn valeros . . . „Was ist?“ — fragt mein Begleiter hinter mir. Und ohne meine Antwort abzuwarten, widerlegt er mich mit sicher gesehten Worten. So spricht nur der Geübte . . . — Aber sonderbar — seine heitere glatte Sophistik verstimmt nicht. Sie wird überdönt von einem tiefen, sieghaften Lachen, das seine Worte wie ein Leitmotiv begleitet — und unterbricht. Es sagt deutlich zu mir: „Was nützt das alles? Was sein muß, muß sein! Was sind deine vergeblichen Mühen, deine Arbeiten, deine Angehörigen gegen ein unerbittliches „Muß“? Wozu ausweichen wollen, wenn man nicht mehr ausweichen kann? Du mußt ganz einfach! Wir alle müssen! Wollen, was wir müssen, das macht uns zu Siegern!“

Es ist überflüssig, daß er mich dabei unmerklich in den gefährlichsten Saal schiebt; unter diesem Lachen werde ich zum Fatalisten.

Die übergroße Helligkeit des weiten Raumes blendet. Ah, da sind sie auch schon alle! Schwestern, Ärzte, Wärters. Jeder auf seinem Platz, mit seinem Requisite, pflichtbewußt und erwartungsvoll. Alle bemühen sich sofort fürsorglich um mich. Aber auf keinem Gesicht sehe ich den Ernst, die Feierlichkeit, die Furchtbarkeit des Kommanden. Sie lächeln mich harmlos oder ermutigend an. Sind sie so abgestumpft oder so rücksichtslos? —

Die würdige Oberschwester ladet mit einer liebenswürdigen Handbewegung ein, den Operationstisch zu besteigen. Und während die Ärzte ruhig und lautlos ihre Hände in unzähligen Desinfektionswassern reinigen, tropft das Chloroform Tropfen um Tropfen auf die Masse über meinem Gesicht. — Welch intensiver, bestäubender Geruch! Ruhig atmen! Ruhig und tief atmen! Also jetzt ist es so weit! Mein ganzes Leben rollt an mir vorbei. Menschen, Dinge Begebenheiten — soll mit einem Male alles zu Ende sein? Jetzt — hier — auf diesem Tische —? Mir ist, als schlugen die Töne unbeschreiblichen Jammers von vorn wieder an mein Ohr.

Ruhig atmen! Ruhig atmen! — Vor den Augen flimmert es — die Ohren sausen — immer unerträglicher wird der Geruch — Es ist zum Ersticken! Luft! Luft! Luft!!! — Die gefesselten Hände ballen sich — gewaltsam strecken sich die Beine — aber noch zwingt der Wille — unter einem schmerzvollen Aufschöhnen — den Anruhe nieder. Es muß ja sein — es muß —

Ruhig atmen! Ruhig und tief atmen! Ich will beobachten — wie es eigentlich — es ist ja immerhin interessant —! Gelbes, grünes Licht tanzt vor den geschlossenen Augen — o, diese schredliche Bekommenheit in mir —! So wehrlos gemacht zu sein — mit brutaler Gewalt um seine Kräfte — um sein Bewußtsein gebracht —! Ich fühle, wie ein verzerrtes Lächeln mein Gesicht verändert — wie, wenn sich plötzlich etwas Unerwartetes ereignete — Feuer bricht aus — die Decke stürzt ein — und ich liege hier, ohnmächtig, gefesselt — allein —! Es nützt nichts, daß ich die sich mir gewaltsam aufdrängenden Einfälle, daß ich mich selbst verhöhne — unaufhaltsam treibt es mich in die Höhe. — „Er schläft schon“ — sagt eine weibliche Stimme. Jemand zieht mir ein Augenlid in die Höhe. — „Noch nicht“ — antwortet eine männliche Stimme. Das Chloroform tropft weiter.

Ruhig atmen! Ruhig und tief atmen! Schlafen! — Schredlich, wie lange es dauert! Eine Ewigkeit dauert das . . . das Schlimmste auf der Welt ist wahrhaftig, so wehrlos gemacht zu werden — so wehrlos! Gleichviel — es muß ja sein — es muß! Nur nicht mehr denken — mit aller mir zu Gebote stehenden Willenskraft will ich mir jetzt den Schlaf suggerieren — will nichts mehr denken und schlafen. Alles vergessen und schlafen . . . „Jetzt“ — höre ich wieder die weibliche Stimme. Und wieder wird mir das Augenlid in die Höhe gezogen. Ich weiß, daß die männliche Stimme im nächsten Augenblick antworten wird „noch nicht“. Das beunruhigt mich und reizt mich. Ich komme ihr zuvor. „Ich — schlafe — noch — nicht“ — sage ich schwerfällig — mit lallender Zunge — und horche mit einer Art Triumph auf die Wirkung dieser Worte —

Zimmer betäubender wird der Geruch, — die Sinne sind umnebelt — das Herz pocht in lauten Schlägen. Die Gliedmaßen scheinen abzustarren — aber das Gehirn arbeitet sieberhaft weiter! Entsetzlich — ich kann nicht einschlafen! Warum nicht?! Vielleicht werde ich überhaupt nicht einschlafen können. — Von der anderen Seite des Saales wird gesprochen. Man antwortet. Die Worte dröhnen jetzt förmlich in meinen Ohren! Ich verstehe sie nicht — aber ich glaube aus ihnen eine Meinungsverschiedenheit

zit entzücken — — etwas, das mich angeht. Und ich werde plötzlich von dem unbegreifbaren Verlangen erfasst, einzugeifen. Ich horche wieder — wahrhaftig — es geht um mich — ich muß. ... Ich rüttle an meinen Fesseln — aber sie sind hart und fest. Meine Erregung wird größer und größer. Ein unmotivierter Jörn bemächtigt sich meiner. So wehrlos gemacht zu sein. — Ich rüttle wieder und fühle, wie man mich festhält. Nun ist es vorbei. — Mit einem jähen, gewaltigen Ruck reiße ich mich los, schnelle in die Höhe, ehe man es verhindern kann, zerre die Maske von meinem Gesicht, schleudere die verdunkelten Wärrer zurück und brülle in den Saal.

Alle Beschwichtigungsversuche sind vergeblich. Es ist ein böser Augenblick! Was ist mit mir? — Ich wache nicht, ich schlafe nicht — aber in einem grauenhaften Zustande reduzierten Bewußtseins erkenne ich, was ich anrichtete, was für mich auf dem Spiele steht. Das helle Sonnenlicht schießt mir in die Augen. — Der Schrecken bringt mich zur Besinnung. Meine Blicke suchen meinen Operateur — er steht mit entblößten Armen abseits. Die Ruhe seiner Haltung macht in mir die Erinnerung an unsere Unterhaltung lebendig. Es muß sein — es muß ja sein! — Ich sinke auf den Tisch zurück, um unter der Wirkung der Morphose einzuschlafen —

Seit zwei Stunden liege ich regungslos in einem mit weißen Leinen überzogenen Bett. Mein Kopf steckt in einem Kissenverbande. Die geringste Bewegung schmerzt. Die Stimme ist mattes, ohnmächtiges Geflüster. Eine Schwester sitzt bei mir und ermahnt beständig zur Ruhe. — „Glücklich überstanden!“ — Wie ein freudiges Ereignis wird es mir von jedem, der mein Zimmer betreten darf, zugerufen — ein Glückwunsch zu neuem Leben.

Ich habe mich mit diesem Glücke abgefunden, als ob es hätte so kommen müssen. Auch die Vorfälle vor der Operation sind verblaßt. — Etwas anderes, Gewaltiges, Unfaßliches zittert durch meinen Körper, seitdem ich aus der Morphose erwacht bin. Es ist sicher — in diesem Zustande der Leblofigkeit hatte ich mein stärkstes Erlebnis. Bei meiner körperlichen Hinfälligkeit fürchte ich von den Eindrücken, die mir der narkotische Nausch hinterlassen hat, aufgerieben zu werden. Dazu eine kindische Furcht, zu verlieren, was ich jetzt als sicheres, klares Besitztum halte.

Ich werde es nach dem Schlaf, in den ich bei meiner Mattigkeit in den nächsten Minuten sinken muß, nicht mehr besitzen. — Kalter Schweiß tritt mir auf die Stirne und in einem lächerlichen Einfall versuche ich den Oberkörper zu heben, um mir wenigstens die großen Worte festzuhalten, die ich jetzt dafür zu sagen wähle. — „Um Gotteswillen, was tun Sie!“ ruft entsetzt die Schwester. „Jede Bewegung nach der Operation ist gefährlich!“ — Und schon glaube ich meine Fürwitzigkeit bestraft zu sehen — ein entsetzliches Uebelsein befällt mich. Die Wärterin hält mir eine Schale unter das Kinn. „Das Chloroform“ sagte sie dabei.

(Schluß folgt.)

Neue Erzählliteratur.

Erich von Mendelssohn: Nacht und Tag. (Verlag der weißen Bücher, Leipzig.) Dieser erste in sich abgeschlossene Teil einer Romanferte, die der jung mit 27 Jahren gestorbene jüdisch-jüngerliche, deutsch-russisch-männliche Schriftsteller nach dem Muster Hermann Wahrs plante, interessiert durch den persönlichen Untergrund. Tag und Nacht ist in Form einer Autobiographie ein Schulroman, dessen Schauplatz ein modernes thüringisches Erziehungs-institut, „eine freie Schulgemeinde“ bildet. Drei grundverschiedene Knaben, Typen von Weltanschauungslehrlingen, die das Leben vielleicht noch siebenmal gründlich umkrempelt, werden gegeneinander gestellt im Schauspiel von bestimmten Autorabsichten und streitbaren Gesprächen. Der geistige Vater dieses Charakter- und Anstaltsentrios verbirgt sich hinter dem Problematiker, der mit glühendem Eifer an der modernen Regenerationslehre herumknappert, durch ein Herzübel aber an aller realen Betätigung jäh gehindert wird. Das Problematische versichert alsdann auch bald in „Begebenheitsfakten“, die zum schließlichen Inhalt dieser Aufzeichnungen der bei allem Zwang doch freien Thüringer Schuljahre werden. Es gibt Ferienausflüge, fast durchweg sympathische Lehrerfiguren, Jünglingsdämmern, erste Liebe, erste Verse und was der Schüler Räte und Segnungen mehr sind. Aber daß eben über diesem Klima der Begebenheiten das „geistige Banner“ hochgehalten wird und zwar nicht in dem ironischen Sinne Jbsens, gibt dem ehrlichen Buche einen schätzbaren geistigen Gehalt. Für die Jugendbildner und für die Jugend selbst kann dieses „Männern“ in Gestalt von idealen Konstellationen, Weltanschauungsrichtungen, siegreichem Ringen gegen die Triebkräfte des Innern zu einer Art Hilfsmittel werden, sich in „Nacht und Tag“ besser zurechtzufinden.

Alfons Bekhold: Erde. (Deutsch-österreichischer Verlag, Wien und Leipzig.) Wiederum ein Mensch, der mit pochendem Herzen an dem furchtbaren Gegensatz zwischen Ich und Erdengesetzen, zwischen Glückseligkeitsverlangen und „Grenzen der Menschheit“ leidet. Und wiederum im Jöroman, der sich mit der Welt als Wille und Vorstellung und Welt als sozialhistorische Ordnungsrealität abquält. Der Konflikt ist mit tiefem Einfühlen in die Weibseefe, vor allem in das Muttersehnsüchtlungsverlangen schlägt und natürlich gefunden, aber krankhaft und abenteuerlich gelöst. Daß auch dem schwindstüchtigen Weib das Liebes- und Muttersehnsüchtlungsverlangen nicht vor-

gehalten werden darf, sucht der Autor als Individualist eifrig zu verfechten. Und daß die Schwindstüchtigen, die ein selbst Physischer und Weltgrübler in der Lungenbeikantast kennen lernte, am Glück der Muttersehaft sterben muß, wird hier als Naturgesetz hingestellt. Merkwürdigerweise ist das Schicksal des zu erwartenden Kindes mit keiner Silbe gedacht. So soll die Kranke nicht in ihrem Muttersehnsüchtlungsverlangen getrübt werden durch die rauhen unbarmherzigen Anzeichen und Kämpfe des Todes. Und der Verfasser weiß keine andere Lösung aus dem Konflikt als den Notausgang des Pistolensnells. Er schießt sein nichtsahnendes Weib nieder. „In meinem lässenden Atem verwehte meines Weibes letzter Lebenshauch.“ Die Geschwornen sprachen ihn wegen momentaner Sinnesverwirrung frei. Die Sache ist romantischer als plausibel. Wollte der Autor für die Tötung eines Menschen in bestimmten rettungslosen Fällen als sittliche Forderung eintreten, so hätte die Notwendigkeit zwingender Gestaltet werden müssen. Zwingender geraten sind im Buche die geistigen Arabesten: was Bekhold über Zionismus, Mystik des Judentums, Vegetarismus, Einigkeit des Schaffenden und Denkenden, Sozialismus, die methodische Entfremdung des großstädtischen Kulturkrüppels vom Atem der Sonne und des Baldes sagt, zeugt von großem Ernst und klarer Urteilskraft. Und daß er mit seinen Ansichten und Gefühlen auf sozialistischem Boden steht, zeigt ihn als einen Jünger der praktischen und reinen Vernunft.

A. v. Westenhof. Der Mann mit den drei Augen, eine sonderbare Geschichte. (Verlag A. Langen, München.) Die Reihe der Dichter und Schriftsteller, die mit Gruieln und graufigem Spul, mit Spannungen und leberförmlichem arbeiten und das Unwahrscheinliche mit dem Mantel der Wissenschaft mehr oder weniger geschickt drapieren, ist seit ihren bekanntesten Ahnen, als die man E. L. Hoffmann und Jules Verne ansprechen kann, zu stattlicher Nachkommenschaft angewachsen. Fast scheint es, als ob unsere rationale und realistische Zeit dieses phantastisch-mystische Gegengewicht zum Ausgleich bedürfe. Unbegrenzte Möglichkeiten nicht nur auf nüchternem Boden technischer Erfindungen, unbegrenzte Möglichkeiten auch im Lande der Romantik. Der Maler-Schriftsteller Westenhof gehört zu jener neuen Gilde, die mit wissenschaftlich verbrämten Absurditäten auf die Herzen ihrer Leser losgehen. In dem Mann mit den drei Augen sucht er das uralte Doppelgänger-motiv, zwei Seelen in einem Körper exzentrisch à la Meyrinl oder S. O. Evers zu gestalten. Sein kleiner Veroneser Sekretär trägt das Leberbleisfeld eines Zwillingens an seinem Körper, einer Schwester. Dieses niederträchtige Wesen, das nur durch ein am Hinterkopf des „Bruders“ befindliches, mit Haaren bedecktes Auge lebt, ist eine kleine Bestie, die ihren armen Jünger, der im Grunde ein braver Normalmensch ist, zu allerlei Schandtaten sexueller Art mit den verkommenen Nesten ihres Eigenlebens treibt und anreizt, bis endlich eine Operation ihn von seiner zweiten Psyche erlöst. Die Entfernung des dritten Auges macht ihn frei von Zwangs-vorstellungen und Verbrechergelüsten. Wenn man die geschickt geschriebene Geschichte als Phantasieprodukt beurteilt, so wird man sowohl an der Gestaltung wie an den interessanten Geschehnissen auf seine Kosten kommen. Da aber der Verfasser einen ethischen Schwanz anhängt, nämlich aus den Exzentricitäten die Moralantwendung herausdestilliert, keinen sittlich Verirrten schnell fertig zu verurteilen, da man nicht wissen könne, ob er nicht irgendwo ein verstecktes „drittes Auge“ an sich trägt — so wird der Stil des Buches umgebogen und auch der Leser ernüchtert.

Martin Andersen Nexö: Das Glück, eine Erzählung aus dem Vornholmer Nordland. (Verlag A. Langen, München.) Klein lautes prunkendes Buch, aber das stille und tiefe Werk eines Dichters, eines Sehers und Verkünders der nordischen herben verschlossenen Menschenseele. Noch mehr: Nexö ist hinabgetaucht zu dem Ugrund des Seins, er sieht erdauernden Auges die furchtbar schöpferische und vernichtungsfrohe Weltseele, er sieht die armelige geplagte und doch daseins-hungerige Seele der Armen und Enterbten, die in Schlamm und Rebel lichtlos schlucken müssen und immer zittern, daß der Arm irgend einer Macht, der des Todes, des Gesetzes, des Unglücks, der Behörden in ihr trübes Dasein greift und sie erdrückt. Der Tod reitet über die Vornholmer Felder und Felsen, mit grimmigem Lächeln sieht er, daß zu viel, zu viel Menschen sind und stößt ein paar in den Abgrund. Den armen Steinbauern droben in den Felsbrüchen zeigt er, wie nur das Glück er selbst, der Tod ist. Und als der starke, mühselige mit Weib und vielen hungerigen Kindern beladene Hans wünscht, von den unfruchtbaren Steinen hinunter aufs fruchtbare Ackerland zu kommen, verspricht der Tod ihm doppelzünftig ein solches Stück Land. Wie ein Träumer geht nun Hans erwartungsfreudig umher und läßt geschehen, was geschehen muß. Eine Wirtin zerschmettert dem Hinterköpfigen die Füße. Aber da gibt es ja ein Versicherungsgesetz für verunglückte Arbeiter. So kriegt der Arme als Entschädigung wirklich ein Stück Ackerland, wo er hinter dem Pflug herhumpeln kann, ein Halber nur, ein Krüppel! So sieht das Glück des armen Mannes aus, so muß das Glück der Täuende bezahlt werden, die Leben und Blut, Gesundheit und Schlaf hergeben müssen, um die Sorge und die Not vom Hause zu halten. Zürnende Bitterkeit und doch wieder Resignation, blutende Ironie und die Heiligkeit des Trostes, Schlichtheit der Gestaltung, Wärme des Gefühls, Bruderliebe, jene allumfassende Liebe, die mit den Mäheligen und Beladenen geht und die Wolken von der Sonne fortzuschieben möchte, sind Quellen des Buches, lebende Quellen. Und wie ganz anders ist seine Symbolik und Mystik als die literarisch erklügelte des vorhergenannten Autors.

Bayernbuch. (Verlag Albert Langen, München.) Peter Schlemihl, der große Thoma, und Georg Queri, der kleine Thoma, sind unter die Wägherwägher gegangen, haben Bibliotheken und Literaturgeschichten durchflübert, auch aus den reinen Quellen unmittelbarer Volkstunde und Ueberlieferung geschöpft und bieten nun die gefundenen Schätze von „100 bayerischen Autoren eines Jahrtausends“ in einem mit buntem Blumenstrauch freundlich und symbolisch gezierten Sammelband dar. Bei dieser Fülle von Gesichten konnte natürlich nur ein extraktiver Niederschlag heimischer Wesensart aus Vers- und Prosaschriften viel und wenig geleseener, bekannter und unbekannter bayerischer Dichter und Schreiber herausdestilliert werden. Die gute Absicht, unter der großen Stoffmasse eine orientierende Auswahl zu treffen, hat bei der speziellen Vorliebe der Ausleser für Dialektisches und Grobförmiges vielleicht nicht immer das Charakteristischste der jeweils angeführten Autoren getroffen, doch ist ein recht hübsches, unterhaltendes, zum Teil sogar köstliches Lesebuch alt- und neubayrischer Dichtkunst herausgelommen, aus dessen Vronnen manch erquickender Trunk geschöpft werden kann. Und die Leute nördlich der Mainlinie werden immerhin einigen Respekt vor süddeutscher Kultur und Geisteskraft bekommen. Man findet unter den hundert Probestücken historisch Wertvolles und Bedeutendes, wie die Vieder der bayerischen Minnesänger, Reimerzählungen und Schwänke von Hans Sachs und anderen Meisterfingern, die ersten Prosa- versuche, Anfänge des Romans, der Satire und Groteske des 18. und 19. Jahrhunderts, dazu echte altbayerische Dialektstücke. Aber auch die neueren und neuen „Stöpsel“ haben ihren Platz gefunden. Das Hauptverdienst dieses Lesebuches liegt jedoch wohl darin, längst vergessene Federn wieder lebendig gemacht zu haben, originalen Köpfen, wie z. B. den urwüchsig Michael Stohlaas (Erwin Schmidhuber) größere Resonanz zu geben, während das Lichtlein einiger „Lebenden“, die als Willkäufer für ihre Bagatellen schon genügend Tummelplätze besaßen, spezifisch Bayerisches nur spärlich beleuchtet.

J. V.

Kleines Feuilleton.

Grüne Zeugen aus grauer Vorzeit. Die alte Linde am Haselortsbahnhof in Dnabrück soll, wie berichtet wird, aus Verkehrsstrüchlingen befestigt werden. Napoleon I., der gewiß nie Bedenken getragen hat, Hindernisse zu entfernen, hat in einer ähnliche Lage anders gehandelt: er ließ beim Bau der Simphonstraße diese einen Umweg machen, um die ehrwürdige Zypresse bei Sonna (Lombardei) zu erhalten. Freilich schätzt man auch das Alter dieses Baumes auf 3000 Jahre, so daß neben dieser alten Dame die vierhundertjährige Linde Dnabrücks gewiß nur den Eindruck einer gerade sich erschließenden Mädchensknope macht. Auch die übrigen, ohne Zweifel sehr alten Bäume in Deutschland, zu denen vor allem die Eichen im Parke zu Prenzlau (Mecklenburg), Fontanes „Königsreihe“ bei Finkenkrug in der Mark und die Linde gehören, der das württembergische Städtchen Neuenstadt seinen Beinamen „an der Linde“ verdankt, müssen gegen die von Napoleon so achtungsvoll behandelte Zypresse zurücktreten, obgleich die jüngsten dieser Bäume immerhin mindestens 1000 Jahre alt sein dürften. Etwas näher kommt jener Zypresse die Eibe bei Saintes in Frankreich: sie lebt bereits 2000 Jahre. In ihrem hohlen Stamm, der in Manneshöhe noch einen Umfang von 20 Meter zeigt, hat man eine Kammer mit einer in das Holz hineingeschnittenen Wanl, einem Fenster und einer Tür hergestellt. Auf ein besonders hohes Alter kann man ohne weiteres schließen, wenn man sich Eiben von beträchtlichem Umfange gegenüber befindet, da die Eibe nur 1—2 Millimeter jährlich an Dike zunimmt. So müssen denn die Eibe bei Fotheringhall in Schottland auf fast und die auf dem Friedhof zu Wraburn in Kent, deren Umfang 18 Meter mißt, auf mindestens drei Jahrtausende zurückblicken. Ebenfalls 3000 Jahre alt ist die Plantane im Tale Wujndere bei Konstantinopel, die bereits Zeugin der Gründung dieser Stadt gewesen ist (658 v. Chr.).

Verlassen wir jedoch Europa, so treffen wir Bäume, deren Rindeheit gar in die Zeit der Pharaonen und der alten babylonischen Könige, ja noch früher fällt. Hierher gehört der Naobab (Adansonia digitata) im tropischen Afrika. Seine Krone hat nicht selten einen Durchmesser von 50 Metern. Einige Exemplare dieser Gattung müssen nach sorgfältigen Berechnungen mindestens 5200 Jahre alt sein. Aber auch dieses Alter wurde bis zum Jahre 1867 noch überströfen von dem Drachenbaum bei Drotava auf Teneriffa. Denn er soll nach der Berechnung angesehenen Naturforscher bei seinem Tode, den ein Orkan im Herbst des genannten Jahres herbeiführte, ein Greis von 6000 Jahren gewesen sein.

Die gewaltigsten Exemplare des kalifornischen Mammutbaumes (Wellingtonia gigantea) sollen nach Ansicht einiger Gelehrter freilich auch 6000 Jahre alt sein. Aber bei ihrer imposanten Höhe von manchmal 150 Meter und ihrem stattlichen Umfange — bei einem Maß man 60 Meter — muß man ihr rasches Wachstum berücksichtigen. Und so wird man wohl über 2000 Jahre nicht wesentlich bei der Einschätzung ihres Alters hinausgehen dürfen.

Dagegen wird man wohl den Niesengummibäumen Australiens wieder ein wesentlich höheres Alter zugestehen müssen. Ihre Aeste bilden sie vielfach erst in einer Höhe von 100 Meter, aber darüber hinaus erheben sie sich noch um etwa 50 Meter, so daß manche

Exemplare die Höhe von etwa 150 Meter, d. h. fast die Höhe der Türme des Kölner Domes, erreichen.

Haushirtschaft.

Gefrorenes Hammelfleisch wird seit einigen Monaten aus Australien bei uns eingeführt und gelangt hauptsächlich in den Fleischhallen der großen Warenhäuser zum Verkauf. Die frühesten Versuche, Europa den Viehreichthum der überseeischen Länder zugänglich zu machen, stammen aus dem Jahre 1872, wo Charles Zeller nach jahrzehntelangen Versuchen, frisches Fleisch durch Kälte zu konservieren, zum ersten Male größere Mengen gefrorenen Fleisches hierher brachte. England wird bereits seit 1880 regelmäßig mit Gefrierfleisch versorgt. Das zum überseeischen Transport bestimmte frisch geschlachtete Fleisch wird in großen Gefrieretabliements allmählich auf unter 4 Grad Kälte abgekühlt und dann dauernd bei dieser Temperatur erhalten. Kurz vor dem Gebrauch wird es dann ebenso vorsichtig wieder aufgetaut. Hierbei zersprengen die Eiskristalle die Gewebe und machen sie häufliger, erregern leicht zugänglich. Auch der Wasserdampf, mit dem das Fleisch beim Auftauen beschlägt, kann große Mengen von häufligbakterien enthalten. Gefrierfleisch muß deshalb, wenn es eine zuträglich Nahrung sein soll, schnell verbraucht werden. Aus diesem Grunde ist Gefrierfleisch vorläufig nur für große Städte verwendbar, wo alle Vorbedingungen für einen schleunigen Absatz gegeben sind. Der Geschmack des Gefrierfleisches ist nicht ganz so gut, wie der von frisch geschlachteten inländischen Fleisch bester Qualität. Aber solches erstklassiges Fleisch kommt bei uns ja nur der bünnen Schicht der Zahlungsfähigen zugute. Die anderen müssen sich mit minder guter aber billiger Ware bescheiden, und da ist das australische Hammelfleisch noch lange nicht das schlechteste. Eine sorgfältige Zubereitung vermag auch hier den Geschmack der Speise sehr vorteilhaft zu beeinflussen. Es seien besonders folgende Bereitungsarten empfohlen:

Gespickte Hammelfleule. Ein gut abgewaschenes und tüchtig geklopftes Stück Hammelfleule wird abwechselnd mit frischen Petersilienblättern und Chalotten oder kleinen Zwiebelstücken gespickt. Die Zwiebelstücken werden vorher in einer Mischung von Salz, gestoßenem Pfeffer, gestoßenem englischen Gewürz und geriebener Muskatnuz umgedreht. Je nach der Größe des Fleischstückes gießt man nun $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Liter kochendes Wasser daran, sagt und läßt es auf kleinem Feuer fest zugedeckt langsam — in etwa drei Stunden — weich schmoren. Die Sauce muß dabei kurz einkochen, so daß die Fleule nach wiederholtem Wenden eine schöne Farbe bekommt. Das überflüssige Fett schöpft man schließlich ab, fügt kochendes Wasser nach Bedarf hinzu und bereitet mit in Wasser klar gerührtem Kartoffel- oder Weizenmehl eine feimige Sauce.

Pilaw, das Leibgericht aller Orientalen, bereitet man vorteilhaft von Resten einer Hammelfleule. Für vier Personen nimmt man $\frac{1}{2}$ Pfund Reis, spült ihn auf einem Haarsieb mit kaltem Wasser ab, läßt ihn gut ablaufen und röstet ihn in einem Löffel Butter oder Palmöl schwach gelblich. Dann füllt man einen knappen Liter kochendes Wasser auf und läßt den Reis noch gehörigem Aufkochen an heißer Stelle oder in der Kochkiste sacht garziehen, so daß er körnig bleibt. Zwei Zwiebeln schneidet man in kleine Würfel, schmeißt sie in Fett gelblich und gießt eine Tasse kochendes Wasser darauf, in dem man Meise von Hammelfleischsauce oder einen Bouillonnwürfel und eine Prise Paprika auflöst. Nun schichtet man den Reis abwechselnd mit den Zwiebelstücken und den Hammelfleischwürfeln in ein feuerfestes Geschirr, gießt die Brühe darüber und läßt alles noch an heißer Stelle auf der Herdplatte, am besten jedoch in der Bratkühre, eine Viertelstunde durchziehen bzw. baden. Zu diesem sehr wohlschmeckenden Gericht kann man, wenn man will, noch eine Tomatensauce geben.

Hammelfleuletis, von denen zwei Stück australischer Herkunft gewöhnlich 25 Pf. kosten, werden geklopft, gefalzen und gepfeffert, in Mehl umgedreht und in gebräunter Butter unter mehrfachen Wenden in drei Minuten gebraten. Man gießt sie zu Spinat, Bratkartoffeln, Pilzen oder aber mit in Butter gedämpfter Zwiebel und einer Sauce, die aus der Bratbutter, wenig Mehl und etwas Brühe gekocht und mit Salz und Pfeffer abgeschmeckt wird.

Frisch Steu (sprich eirsch steu). Von dem Hammelfleisch wird alles Fett heruntergeschnitten und der Boden eines gut schließenden Kochtopfes damit belegt. Darüber werden dünne in Butter gedämpfte Zwiebelringe ausgebreitet. Dann folgt eine Schicht roh in Würfel geschnittenes Hammelfleisch, darüber eine dicke Lage zerhackener Weiß- oder Wirsingkohl, dann eine dünne Schicht Mohrrübenscheibchen; den Schluß bildet eine dicke Lage geschälte rohe Kartoffeln. Jede Schicht wird gefalzen und vorsichtig gepfeffert. Kocht man für eine größere Personenzahl, so wiederholt man nach Bedarf das abwechselnde Schichten von Fett, Fleisch, Gemüse und Kartoffeln. Mit Hilfe von passenden Saucenresten oder Bouillonnwürfeln bereitet man eine leichte Brühe — $\frac{1}{2}$ Liter für vier Personen — gießt sie kochend über Fleisch und Gemüse und läßt alles auf kleinem Feuer in etwa zwei Stunden sacht garziehen. Dieses vortreffliche Mischgericht eignet sich auch sehr gut für die Kochkiste, in der es nach halbständigem Vorziehen (vom Moment des Aufkochens ab gerechnet) in drei Stunden gar wird. Während des Kochens wird der Topf nicht geöffnet. Das Frisch Steu wird schließlich gut umgerührt und mit der klaren Brühe in einer tiefen Schüssel angerichtet.

m. Kt.